

ELIZABETH NOBLE

Für immer bei dir

Buch

Barbara ist schwer krank und spürt, dass ihr nicht mehr viel Zeit bleibt. Dabei gibt es noch so viel zu sagen, so viele Ratschläge, die sie ihren vier Töchtern und ihrem Mann gerne mit auf den Weg geben möchte. So beginnt sie jedem einzelnen Familienmitglied sehr persönliche Briefe zu schreiben, die so unterschiedlich sind, wie ihre Familie selbst.

In ihren klugen, einfühlsamen und bei aller Traurigkeit auch unterhalt-samen Briefen gibt Barbara Ratschläge und Hilfestellungen, die nach und nach jedem der Adressaten helfen, seinen Weg zu finden – und ganz nebenbei gelingt es auf diese Weise, die fünf so unterschiedlichen Köpfe wieder zu einer Familie zusammenzuschweißen ...

Autorin

Elizabeth Noble lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in New York, wo sie zwar schrecklich *Galaxy*-Schokolade und Fish-and-Chips vermisst, sich dafür aber sehr für 24-Stunden-Lieferservices und die eisgekühlte Getränke begeistern kann.

Mehr über die Autorin unter www.elizabethnoblebooks.com

Elizabeth Noble

Für immer
bei dir

Roman

Aus dem Englischen
von Gabriela Schönberger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Things I Want My Daughters To Know«
bei Michael Joseph, published by the Penguin Group, London.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. 565-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

I. Auflage

Deutsche Erstausgabe Oktober 2009

Copyright © der Originalausgabe 2008 by Elizabeth Noble

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: plainpicture/Tillmann

Redaktion: Verlagsagentur von Dobschütz

KA · Herstellung: Str.

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-46953-6

www.goldmann-verlag.de

Für meine beiden Töchter,
Tallulah Ellen Young
und
Otilie Florence Young.
In Liebe.

12. Juni

Meine Lieben,

obwohl ich es gewohnt bin, die Dinge immer selbst in die Hand zu nehmen, werde ich mich aus meiner eigenen Beisetzung ausnahmsweise weitestgehend heraushalten. Bringt die Sache einfach sobald wie möglich hinter euch. Das ist für alle Beteiligten das Beste. Lisa weiß Bescheid wegen der Musik, das heißt, falls ihr euch das anhören mögt, was ich mir ausgesucht habe. Den generellen Ablauf der Beisetzung haben wir besprochen – ihr wisst ja, dass ich nur euch dabeihaben will, und welchen Sarg und welch verruchtes Leichenhemd ich ausgewählt habe, wisst ihr auch. Im Übrigen wünsche ich mir das folgende Gedicht, das ich wahrhaftig liebe. Ich danke Gott für meine Schlaflosigkeit und das Internet, sonst hätte ich es wohl nie gefunden, und ihr hättet euch irgendwelche schwülstigen Sprüche aus den Fingern saugen müssen. Das Gedicht soll jemand vorlesen, der glaubt, es vortragen zu können, ohne dabei loszuheulen – denn das ist meine einzige und wichtigste Regel. Bitte keine Tränen, das heißt, falls ihr das schafft. Ach ja, und kein Schwarz. Zieht eure bunteste Kleidung an, die ihr im Schrank findet. Ich weiß, das ist auch wieder nur ein Klischee, aber lieber die heitere als die düstere Variante. Und sorgt bitte dafür, dass die Sonne scheint (obwohl mir natürlich durchaus klar ist, dass ihr darauf nur geringen Einfluss habt). Ansonsten verzichte ich in diesem Brief auf alles allzu Persönliche – hier geht es ums Geschäftliche –, aber ich kann euch versprechen, dass weitere Briefe folgen werden. Ich habe euch nämlich noch ein paar andere Dinge zu sagen, das heißt, falls ich lange

genug durchhalte, sie zu Papier zu bringen ... (schon witzig, dieser gallige Humor Todgeweihter, nicht wahr?).

Tut mir leid, dass ich euch das alles zumute. Ehrlich.

Also, in Liebe, auf immer und ewig ...

Mum

Steht nicht an meinem Grab und weint,
Ich bin nicht hier, ich schlafe nicht.
Ich bin die tausend Winde,
Das diamantne Glitzern auf dem Schnee,
Ich bin der Sonnenschein auf reifem Korn,
Ich bin der Regen, zärtlich sanft im Herbst.

Wenn ihr erwacht in morgendlicher Stille,
Bin ich der schnelle Flügelschlag
Stiller Vögel in kreisendem Flug.
Ich bin das sanfte Licht der Sterne in der Nacht.
Steht nicht an meinem Grab und weint,
Ich bin nicht hier, ich sterbe nicht.

(Ist das nicht ein perfektes Gedicht für eine Trauerfeier auf der grünen Wiese?!)

August



LISA

Lisa ließ sich vorsichtig in das heiße, mit aromatischem Öl angereicherte Schaumbad zurücksinken und betrachtete die Fotografie, die sie vom Klavier genommen und mit nach oben gebracht hatte. Sie hatte das Bild hinter die Armaturen geklemmt, sodass sie es vom Kopfende der dampfenden Badewanne aus sehen konnte, und bemühte sich, es nicht nass zu spritzen. Es war ein Schwarzweißfoto ihrer Mutter Barbara, aufgenommen am Hochzeitstag ihrer Schwester Jennifer vor acht Jahren. Mum sah atemberaubend schön aus in ihrem raffiniert schlichten Outfit und mit der neuen Frisur. Für eine Frau wie sie kam kein pfirsichfarbenes Brautmutterkostüm infrage. Lisa sah ihren Hut wieder vor sich – ein kaffeebrauner Strohhut mit weicher Krempe, groß wie ein Wagenrad, der jedem in den vier Bankreihen hinter ihr die Sicht auf die Zeremonie versperrte. Warum sie lachte, war nicht ersichtlich, und Lisa erinnerte sich auch nicht mehr an den Grund – aber ihre Mutter hatte den Kopf in den Nacken gelegt und stieß ihr lautes, herzhaftes Lachen aus. Den hinderlichen Hut hatte sie schon längst abgenommen, und die sommerliche Brise wehte ihr die rötlich braunen Locken ins Gesicht. Ihr großer, ausdrucksvoller Mund stand weit offen, sodass man eine Füllung in der oberen Zahnreihe sehen konnte, und um ihre haselnussbraunen Augen bildeten sich feine Lachfältchen. Dieses Foto war eine besonders gelungene Aufnahme ihrer Mutter, obwohl

Barbara stets sehr fotogen gewesen war. Lisa glaubte fast, ihr tiefes, kehliges und unbändig lebendiges Lachen zu hören. Es war Mums heiseres Lachen, das ihr am meisten fehlen würde – das und der Duft von Fracas.

Unwillkürlich musste Lisa an das letzte Mal denken, als sie und ihre Mutter herzlich zusammen gelacht hatten. Es war an dem Tag gewesen, an dem sie ihrer Mutter geholfen hatte, ihre eigene Trauerfeier zu planen. Mit Mark ginge das nicht, das könne sie nicht ertragen, hatte Barbara zu ihr gesagt. Er würde nur ständig in Tränen ausbrechen, und sie wolle doch auf keinen Fall weinen. Gegen Ende war sie fast besessen gewesen von dem Wunsch, nur ja nicht zu weinen. Hannah war offensichtlich zu jung dafür, und Amanda, die irgendwo in der Weltgeschichte herumschwirrte, war nicht greifbar. Und Jennifer ... tja, Jenny war nicht unbedingt der Mensch, der einem spontan in diesem Zusammenhang einfiel, meinte ihre Mutter, wobei sie das Gesicht verzog und mit den Augen rollte. Nein, dafür kam sie wirklich nicht infrage. Das sah Lisa, die einerseits starr vor Angst und Panik war, sich andererseits aber natürlich geschmeichelt fühlte, ebenso.

Lisa hatte jedoch nicht erwartet, dass der Nachmittag mit ihrer Mutter so rasend komisch werden würde, aber als sie jetzt darüber nachdachte, wusste sie keinen Grund dafür zu nennen, warum es nicht so hätte sein sollen. Ihr ganzes Leben lang hatten die beiden Frauen viel zusammen gelacht. Mum war es in dieser Woche recht gut gegangen. Sie war zwar dünn und hatte eine merkwürdige fahle, fast bläuliche Gesichtsfarbe, aber sie war noch immer mobil und energiegeladen. Auf dem Esszimmertisch hatte sie jede Menge Broschüren und Computerausdrucke vor sich ausgebreitet gehabt. Alles über Särge, Leichenwagen, Kränze ... Das Leben sei eine einzige Schnäppchenjagd, pflegte ihre Mutter immer zu sagen, aber der Tod anscheinend auch, wie es nun schien. Die letzte große Party, die man nicht

versäumen durfte, wenn man es richtig anstellte. Die ersten zwanzig Minuten waren Lisa noch makaber und bizarr erschienen, doch irgendwann albten die beiden Frauen nur noch herum, denn das erleichterte die Sache ungemein. Mum hatte sich sogar erkundigt, was ein von Pferden gezogener Leichenwagen kostete, aber sie beide kamen zu dem Schluss, dass die Leute wahrscheinlich kein Verständnis hätten für eine große, geschmacklose Verabschiedung, mit allem Pomp und lila Samtrüschen. Doch die Entscheidung für ihr Leichenhemd war bereits gefallen. Barbara wollte unbedingt das Kleid tragen, das sie auf der Millenniumsparty an Silvester anhatte, auch wenn es ihr inzwischen um einiges zu weit war. Eigentlich ein Grund zum Feiern und fast eine Rechtfertigung für eine Aufbahrung im offenen Sarg. Eine Woche lang hatte Barbara nur Kohlsuppe gegessen und Lymphdrainagen über sich ergehen lassen, damit ihr das Kleid am 31. Dezember 1999 passte. Es hatte auch wie angegossen gesessen, und zwar bis zum 1. Januar 2000, als die Wirkung der Massagen nachließ und die Zellulitis zurückkehrte. Lisa erinnerte sich genau an das smaragdgrüne Kleid aus fließender Seide, in dem ihre Mutter so gut ausgesehen hatte – so gut, dass sogar erwachsene Töchter neidisch werden konnten. Es hatte sich die Frage gestellt, was ihre Mutter darunter tragen sollte, und Lisa hatte sie zum ersten und letzten Stringtanga ihres Lebens überredet. Unter einem Kleid wie diesem sei dies die einzige tragbare Variante. Am Neujahrstag hatte Mum sie angerufen. Der Slip hatte so stark gekniffen, dass sie ihn nach ungefähr einer Stunde ausgezogen und ohne Unterhose in das neue Jahr hinübergefeiert hatte. Und das, man stelle sich nur vor, mit einem Friedensrichter, einem Magistrat und einem Schuldirektor am Tisch. Noch mehr Gelächter.

»Ist das nicht eine Verschwendung für ein Kleid von Ben de Lisi? Ich hatte eigentlich gehofft, dass ich es einmal erben werde«, hatte Lisa gefrotzelt. Jennifer wäre entrüstet gewesen.

Woraufhin ihre Mutter augenzwinkernd erwiderte: »Tja, ist schade. Aber du erbst dafür ein bisschen Geld. Kauf dir davon ein eigenes Kleid.«

Was wirklich an die Nieren ging, war die Auswahl der Musik. Das übliche Trauergedudel könne sie nicht ertragen, meinte ihre Mutter – kein *So nimm denn meine Hände* (»kein Mensch schafft die hohen Stellen – da hört man immer die Tränen durch«); kein *Näher mein Gott zu dir* (»zu viel *Titanic*«). *Lord of the Dance* kam ebenso wenig infrage, denn dabei müsse sie unweigerlich an Michael Flatley denken. Und wer wollte sich schon dessen eitles Gehopse vorstellen, wenn man sich gerade seiner sterblichen Hülle entledigte? Und *He's Got the Whole World* klang zu sehr nach Heilsarmee. *Jerusalem* war schon eher nach Mutters Geschmack. Das passte zwar mehr zu einer Hochzeit als zu einer Trauerfeier, aber wen kümmerte das? Und ganz besonders mochte sie *Be Thou My Vision*, vor allem in der Version von Van Morrison auf der Querflöte, obwohl sich das in der hohen Kirche sicher etwas dünn anhörte.

Auf der Suche nach einer Website mit nicht religiösen Musiktipps für diesen Anlass hatte Barbara auch das Internet durchforstet, und diese Liste hatte den beiden Frauen schließlich den Rest gegeben. Sie hatten Tränen gelacht. Frank Sinatras *My Way*: »Als ob *ich* es mir ausgesucht hätte, mit sechzig zu sterben!« Gloria Gaynors *Never Can Say Goodbye*: »Na ja, wahrscheinlich immer noch passender als *I Will Survive*, aber wer, zum Teufel, sind alle diese Leute, die sich so etwas aussuchen, und warum war ich noch nie zu einer ihrer Beerdigungen eingeladen?«, hatte Barbara prustend gefragt. Bei der Vorstellung, dass der Sarg zu den süßlichen Klängen von Doris Days *Que Sera Sera* aus der Kirche getragen werden würde, verkrampfte sich schmerzhaft ihr Zwerchfell, und der Gedanke, sich ergriffen Vera Lynns *We'll Meet Again* anzuhören, ließ Mutter und Tochter sich ausschütten vor Lachen. Nachdem die

beiden wieder Luft geholt und ihre tränennassen Gesichter getrocknet hatten, hatten sie sich schließlich auf *Wonderful World* von Louis Armstrong geeinigt. Doch in dem Moment, als ihre Mutter entschlossen nickte und mit ihrer runden, mädchenhaften Handschrift den Titel auf ihren DIN-A4-Block schrieb, ertönte die Melodie in Lisas Kopf, und sie musste sich abwenden, damit ihre Mutter nicht die erneuten Tränen sah, die wahrzunehmen sie sich weigerte.

Und nun war der Tag gekommen, der Tag, den sie so penibel vorbereitet hatten, und auf den sie dennoch so wenig vorbereitet waren. Van Morrison und Louis Armstrong warteten in dem tragbaren CD-Player, und der Organist hatte seine Notenblätter bei *Jerusalem* aufgeschlagen. Nur dass das alles jetzt gar nicht mehr lustig war. Lisa ließ sich in das heiße Schaumbad gleiten, bis ihr das Wasser über dem Gesicht zusammenschlug und sie die Augen zusammenkneifen musste. Wäre Andy doch nur da gewesen.

JENNIFER

Stephen wollte nur rasch einen Platz für das Auto suchen, hatte er gesagt, aber das war nun schon eine ganze Weile her. Die Auffahrt war belegt von Marks Wagen und Mums Polo, auch Lisas VW Käfer stand da. Sie wollte über Nacht bleiben, hatte sie gemeint, als sie am gestrigen Vormittag darüber gesprochen hatten. Also war Stephen ein paar Meter weiter die Straßen hinuntergefahren und hatte dort geschickt eingeparkt. Jennifer konnte ihn schließlich sehen. Er hatte den Motor abgestellt und das Fenster ein Stück heruntergelassen. Jetzt griff er nach seinem BlackBerry und starrte darauf. Der heutige Tag kam ihm schrecklich ungelegen. So viel hatte Jennifer begriffen. Er hatte diese Kunden am Hals, die auf der Durchreise

von irgendwoher in London waren. Sie hätten sich nur heute mit ihm treffen können; sie waren wichtig. Stephen hatte es ihr deutlich unter die Nase gerieben. Offenbar waren sie aber nicht wichtiger als sie, denn er war hier und nicht dort, doch er hätte ebenso gut dort sein können. Sehr feinfühlig hatte er sich trotzdem nicht verhalten. Er hätte ihr überhaupt nichts zu erzählen brauchen über irgendwelche Kunden, Meetings oder Geschäftsessen. Immerhin trug sie heute ihre Mutter zu Grabe. Dieses Thema hätte überhaupt keine Rolle spielen dürfen. Er war ihr Ehemann. Auf dem Weg hierher war Stephen absolut unleidlich gewesen. Der Empfang im Radio war unscharf – wütend hatte er abgeschaltet. Die Schlange für den Kaffee im Bistro an der Tankstelle war zu lang – dramatisch seufzend hatte er sich eine Cola gekauft. Und jetzt war es ihm offenbar zu heiß. Er hatte die Jacke seines schwarzen Anzugs an den Haken über der hinteren Autotür gehängt, hatte den obersten Kragenknopf geöffnet und die schwarze Strickkrawatte gelockert. Jennifer verharrte ein paar Minuten am Ende der Auffahrt, bis ihr klar wurde, dass sie sich schämte, ohne ihn ins Haus zu gehen. Sie sollten zusammen sein. Es sollte eine *Selbstverständlichkeit* für ihn sein, bei ihr sein zu wollen, vor allem heute.

Stephen hasste Begräbnisse. Särge jagten ihm Angst ein, hatte er Jennifer vor langer Zeit einmal gestanden. Er musste dabei die ganze Zeit an den toten Körper darin denken und fragte sich, wie dieser wohl aussah, wie er roch, wie er sich anfühlte. Bei der Bestattung seines Großvaters – er war ungefähr acht Jahre alt gewesen – war er vollkommen ausgerastet. Er hatte so laut geschrien, dass man ihn aus dem Krematorium zerren musste.

Wenigstens mit dem Wetter hatte er Recht gehabt. Es war für den Anlass viel zu sonnig. Genau das hätte ihre Mutter sich zwar gewünscht, aber Jennifer kam das nicht richtig vor. Es war wie an dem Tag, an dem diese beiden Flugzeuge in das World Trade Center flogen. Während sie ihren endgültigen Abstieg in

die Hölle antraten, war der Himmel hinter ihnen von einem irrealen, fast zu perfekten Blau. Das Bühnenbild passte nicht zum Stück. Jennifer wünschte sich einen schiefergrau verhangenen Himmel und Nieselregen; sie wollte zittern vor Kälte. Sie wollte keinen schönen Tag erleben, nicht heute.

Die Tür ging auf, und Mark erschien auf der Schwelle. »Jen?« Jennifer trat von einem Fuß auf den anderen, als hätte man sie bei etwas ertappt. Sie winkte und deutete in Richtung von Stephen. »Wir sind in einer Minute da. Stephen ist nur ...« Doch da kam Mark bereits auf sie zu. Er war noch nicht umgezogen für die Beisetzung und trug eine kurze Leinenhose, ein vergammeltes, pinkfarbenes T-Shirt und war barfuß. Er sagte kein Wort, als er bei ihr war, sondern breitete nur die Arme aus und drückte sie fest an sich. Jennifer spürte, wie sie sich augenblicklich verkrampfte, aber dann entspannte sie sich und lehnte sich an den Mann, der die vergangenen sechzehn Jahre ihres Lebens ihr Stiefvater gewesen war. Sie hatte es weiß Gott nötig, in den Arm genommen zu werden.

Als Mark sich von ihr löste, nahm er ihr Gesicht in beide Hände und betrachtete sie aufmerksam. Er roch nach Seife und Kaffee. »Wie geht es dir?«

»So weit ganz gut. Und dir?«

»Es fällt mir schwer.« Er zuckte mit den Schultern. »Sie hat das Wetter bekommen, das sie bestellt hat, wie?« Jennifer nickte und lächelte matt.

Mark warf einen Blick an ihr vorbei zu Stephen hinüber. »Kommt er rein?«

»Er muss nur noch was nachschauen ... Es hat eine Menge am Hals, in der Arbeit, weißt du, und ...«

Mark ergriff ihre Hand und drückte sie. Du musst nichts erklären oder ihn verteidigen, sagte sein Händedruck. Laut sagte er nur: »Mach dir keine Gedanken, wir haben keine Eile. Amanda ist noch gar nicht da. Die Show geht erst in ein paar

Stunden los. Komm doch schon mal rein – ich habe gerade einen Kaffee aufgesetzt, und ich habe Muffins und Croissants ...» Jennifer warf einen letzten vorwurfsvollen Blick auf Stephens Hinterkopf, ehe sie mit Mark ins Haus ging.

HANNAH

Hannah starrte auf ihr Gesicht im Spiegel und fragte sich, ob es in Ordnung war, wenn sie sich die Wimpern tuschte. In der Schule durfte sie sich nicht schminken, aber am Wochenende und in den Ferien. Und in der Kirche? Sie konnte sich nicht an irgendwelche Verbote erinnern. Vielleicht würde sie mit getuschten Wimpern nicht weinen, weil sie dann verschmierte Augen bekäme. Vielleicht würde ihr das helfen, nicht zu weinen.

»Keiner war bei ihr, als sie starb.« Das war ein Zitat aus *Wilbur und Charlotte*, eines ihrer Lieblingsbücher, als sie noch jünger gewesen war. Und es war mit einer der schönsten Stellen, wenn die Spinne Charlotte ihr Netz zu Ende gesponnen und ihre Eier abgelegt hatte und sanft in das Vergessen hinübergliitt. »Keiner war bei ihr, als sie starb.« Es war so herrlich traurig. Man konnte sich diesem kleinen trockenen Schmerz in der Kehle und dem leichten Ziehen in der Herzgegend so wunderbar hingeben. Hannah liebte es, traurig zu sein, als sie noch jünger war, aber nur, solange die Trauer »künstlich« war. So nannte sie das, wenn der Auslöser der Trauer nicht real war. Wenn Leonardo di Caprio am Ende von *Titanic* in den eisigen Wellen versinkt, während Kate Winslet heiser flüsternd ihr Versprechen abgibt, ihn niemals zu vergessen. Oder wenn Charlotte im Buch stirbt. Nun, das hier war etwas anderes. Diese Trauer war echt, und der Schmerz war kein Genuss. Es kostete Hannah große Mühe, nicht zu weinen. Den ganzen Tag über strengte

sie sich an, bis sie abends ins Bett gehen konnte und sich nicht mehr zusammenreißen musste. Vor allem heute. Sie alle hatten versprochen, sich zusammenzureißen. Sie hatten es Mum versprochen, auch wenn Hannah es nicht fair von ihr fand, sie darum zu bitten. Aber was war schon fair? Sie versuchte, nicht mehr an Charlotte zu denken. Nutzlose, dumme Spinne! Als Mum starb, waren jede Menge Leute bei ihr gewesen. Sie war inmitten vieler Menschen gestorben. Alle waren da gewesen und hatten sich um dieses schrecklich hohe Krankenhausbett versammelt, das man in das hübsche Zimmer geschoben und das dort so fehl am Platz gewirkt hatte. Ihre Schwestern Jen und Lisa ... Dad. Und der Pfarrer und der Arzt – beide mehr aus Zufall als geplant, überlegte Hannah. Dabei fiel ihr ein Gedicht von Philip Larkin ein, das sie in der Schule gelernt hatte – etwas über einen Priester und einen Arzt, die in ihren langen Mänteln querfeldein laufen und versuchen, Antworten auf die ewigen Fragen zu finden. Der Arzt kam jeden zweiten Tag, um nach Mum zu sehen, der Pfarrer, weil ihre Mutter nach ihm verlangt hatte. Was Hannah seltsam vorkam, da sie ihn ihrer Erinnerung nach in früheren Zeiten nur alle dreihundertfünfundsechzig Tage zu Gesicht bekommen hatte, und zwar am Weihnachtsmorgen, wenn er mit leuchtend roter, schnupfentriefender Nase *O Little Town of Bethlehem* schmetterte. Zu ihrem Vater sagte sie, dass ihre Mutter sich wohl nach allen Seiten absichere. Aber selbstverständlich nicht in Gegenwart des Pfarrers. Und im Erdgeschoß waren noch mehr Menschen anzutreffen, Freunde von Mum, die im regelmäßigen Turnus kamen und gingen, Tee kochten, den niemand trinken wollte, Sandwiches machten, die niemand essen wollte, und Anrufe entgegennahmen, die sonst keinen interessierten.

Hannah entschied sich gegen die Wimperntusche und griff nach der Bürste, mit der sie durch ihr langes, kastanienbraunes Haar fuhr. Mums Haar. Dads Haare waren an den Schläfen

silbrig grau und oben am Kopf noch erstaunlich dunkel. Das wäre auch in Ordnung gewesen – die dunkle Farbe, nicht das Graue. Aber sie hatte nun mal Mums Haare geerbt. Als sie mit dem Bürsten fertig war, setzte Hannah sich an das Ende ihres Betts, faltete die Hände auf dem Schoß, presste sie zusammen und wartete.

Jennifer wollte keinen Kaffee, aber sie nahm den Becher trotzdem, damit ihre Hände etwas zu tun hatten, und wanderte damit durch das große Wohnzimmer. Das Haus war tadellos aufgeräumt. Im Sommer war es ein wunderbarer Ort. Mark hatte das Haus gebaut. Nicht mit eigenen Händen, doch er war Architekt und hatte es für sich und Mum in dem Jahr ihrer Hochzeit entworfen, kurz bevor Hannah zur Welt kam. Auf einem wunderschön gelegenen, drei Morgen großen Grundstück hatten die beiden einen grässlichen Bungalow, von dem bereits die senfgelbe Farbe abblätterte, erworben und umgehend vor den Augen der staunenden Nachbarn abgerissen, die sich kopfschüttelnd zuraunten, welche Mühe sich das ältere Paar, das ihn verkauft hatte, noch damit gemacht habe, jeden Nagel zu entfernen und jeden Riss in der Wand zu verputzen. Ein halbes Jahr hatte es gedauert, das neue Haus zu bauen, und diesen ganzen Sommer über hatten Mark und Barbara in einem Wohnwagen auf dem Bauplatz gewohnt. Jennifer sah ihre Mutter wieder vor sich, wie sie, schwanger mit Hannah, auf den Stufen des Wohnwagens stand und allen Tee anbot, den sie auf dem Campingkocher zubereitet hatte. Sie erinnerte sich bestens daran, wie schamlos ihr das damals erschienen war. Jennifer war zweiundzwanzig Jahre alt gewesen. Sie hatte seit ihrem achtzehnten Lebensjahr nicht mehr zuhause gewohnt und kannte Mark kaum. Irgendwie gehörte sich das nicht: Ihre Mutter, fünfundvierzig Jahre alt, die mit ihrem dicken, nicht zu übersehenden Babybauch mit einem zehn Jahre jüngeren

Mann übergangsweise in diesem Chaos hauste. Jennifer hatte sich geschämt für sie. Oder für sich selbst?

Als sie jetzt dastand und in den Garten hinaussah durch die hohen Glastüren, die über die gesamte Rückseite des Erdgeschosses verliefen, fragte sie sich, ob sie nicht einfach nur eifersüchtig gewesen war. Sie hatte nie in diesem Haus hier gewohnt; sie war nie wirklich Teil des glücklichen, von Lachen erfüllten Familienlebens gewesen, das hier stattgefunden hatte, bevor ihre Mutter erkrankt war. Jede Ecke barg eine andere Erinnerung: Hannah als Baby auf einer karierten Decke unter diesem Apfelbaum, wie sie zufrieden mit ihren glatten, runden Ärmchen und Beinchen fuchtelte und strampelte. Ihre Mutter, die in ihrem geliebten Kräutergarten kniete und an den aromatischen Pflanzen zupfte. Mark, der die Hamburger auf dem Grill wendete; Mum, strahlend vor Glück und Zufriedenheit. Sie war stets nur eine Besucherin gewesen.

Stephen liebte das Haus. Als er das erste Mal hier gewesen war, war er stundenlang mit Mark herumgewandert und hatte Details bewundert, die Jennifer zuvor nie aufgefallen waren. Seine Fragen hatten jedoch nicht darauf abgezielt, dem Hausherrn zu schmeicheln, auch wenn Mark stets gern jede Gelegenheit nutzte, mit dem Haus anzugeben. Jennifer wusste, dass Stephen sich eines Tages selbst so ein Haus wünschte. Natürlich konnten sie es sich noch nicht leisten. Doch ihre jetzige Wohnung – richtiges Viertel, hohe, sonnendurchflutete Räume – war immerhin ein guter Anfang. Sie war modern und schick eingerichtet, mit viel dunklem Wenge-Holz und Edelstahl. Mit dem Haus war sie jedoch nicht zu vergleichen, und das hatte nichts mit Geld zu tun. Es fehlte einfach die Atmosphäre.

Mark stellte sich neben sie und schaute ebenfalls in den Garten hinaus. »Müsste dringend mal gegossen werden. Alles stirbt.« Er schien nicht zu bemerken, was er gesagt hatte.

Sie lächelte ihn an. »Du hattest genug zu tun. Gönn dir eine kleine Verschnaufpause.«

»Sie wäre sauer.«

»Nein, bestimmt nicht.«

Mark schenkte ihr ein verhaltenes Lächeln, und Jennifer schmunzelte.

»Okay, vielleicht ein bisschen.«

»Wo ist Hannah?«

»Oben. Lisa hat gebadet – ich glaube, Hannah ist in ihrem Zimmer.«

»Kein Andy?«

»Nein. Ich habe sie nicht danach gefragt. Sie ist gestern Abend gekommen. Wir haben zusammen ein Curry gegessen und zu viel Rotwein getrunken. Aber sie hat ihn nicht erwähnt.«

Jennifer nickte. Sie überlegte, ob sie anbieten sollte, nach oben zu gehen und nach Hannah zu schauen. Aber eigentlich wollte sie nicht. »Wie geht es Hannah?«

»Sie ist sehr still. Seit Tagen schon. Kein Musikgedudel aus ihrem Zimmer. Sie hat auch kaum mit ihren Freundinnen telefoniert, und Besuch hatte sie auch nicht. Ich vermute mal, dass sie gern gekommen wären, wenigstens ein paar von ihnen, aber ich glaube nicht, dass sie mit jemandem gesprochen hat. Ich bin nicht einmal sicher, ob sie es ihnen überhaupt erzählt hat, obwohl sie es mittlerweile eigentlich wissen müssten. Nicht einmal *Coronation Street* hat sie sich angeschaut, und das macht mir *wirklich* Sorgen.« Er versuchte, unbekümmert zu klingen, aber das misslang ihm gründlich.

»Es ist noch so frisch, Mark. Sie hat ihre Mum verloren. Und sie ist erst fünfzehn.«

»Ich weiß. Es ... es ist hart. Ich bemühe mich ja, doch ich habe nicht mehr viele Reserven. Ich weiß, dass sie mich braucht. Aber ich ... ich brauche Barbara. Ich brauche sie, damit sie mir hilft. Aber sie ist nicht da.«

Oben klopfte jemand leise an Hannahs Tür.

»Herein.«

Es war Lisa, in ein Badetuch gehüllt, noch feucht von ihrem Schaumbad.

»Hast du was zum Schminken, Hannah? Ich habe alles vergessen. Ist das zu glauben? Darf ich reinkommen?«

Hannah nickte und deutete auf ihren Frisiertisch. »Aber nicht viel, nur ein bisschen – Wimperntusche, Lipgloss und so was. Nimm dir, was du willst.«

»Wunderbar.« Lisa schloss die Tür hinter sich und ließ das Handtuch zu Boden fallen. Darunter trug sie einen trägerlosen BH und einen Stringtanga, beides aus beigefarbener Spitze, die sehr teuer und hübsch aussah. Hannah reagierte verlegen, und Lisa sah, wie sie den Blick abwandte.

»Entschuldige meinen schamlosen Aufzug, aber mir ist so warm. Das Badewasser war viel zu heiß, und draußen hat es bestimmt schon fast dreißig Grad. Ich hätte lieber kalt duschen sollen.« Sie war ziemlich rot im Gesicht, und ihre Beine waren fleckig. »Ich habe ganz vergessen, dass du nicht an Schwestern gewöhnt bist, die nackt durch die Gegend laufen. Jen und ich haben das immer gemacht, als wir noch jünger waren.«

Das klang aber gar nicht nach Jennifer. »Ist schon in Ordnung.«

Lisa bemerkte den Blick ihrer Schwester. »Okay ... nicht Jennifer. Nur ich. Ich bin ständig nackt herumgelaufen, als wir noch jünger waren. Jen hat es über sich ergehen lassen.«

Lisa setzte sich an den Frisiertisch und fing an, sich zu schminken. Hannah fand nicht, dass sie es nötig hatte. Ihre Schwester war außergewöhnlich hübsch. Lisas Haare waren viel heller als ihre eigenen – rotblond mit hellblonden Strähnen. Und sie hatte winzige Sommersprossen auf Nase und Wangen. Doch ihre Wimpern und Augenbrauen waren überraschend dunkel (vielleicht färbte sie sie?), und die Farbe ihrer



Elizabeth Noble

Für immer bei dir

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-46953-6

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2009

Eine anrührende und packende Geschichte über Familie, Freundschaft und die Unsterblichkeit der Liebe

Barbara ist unheilbar an Krebs erkrankt und spürt, dass ihre Zeit gekommen ist. Aber wie kann sie ihre vier Töchter verlassen, wenn sie ihnen doch noch so viel zu sagen hat? Also schreibt sie Briefe, die so unterschiedlich sind, wie ihre Töchter selbst – an Lisa, die sich auf keine Beziehung einlassen kann, an Jennifer, die unter einer Ehekrise leidet, an Amanda, die rastlos in der Welt herumreist und an Hannah, die mitten in der Pubertät steckt. Und Barbaras lebensweise Zeilen vermögen tatsächlich, jeder ihrer Töchter ihren ganz eigenen Weg durchs Leben zu weisen ...